Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

# Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

## DFG Projekt Die Grenzboten

# Die Grenzboten

## Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellentum und Christentum : 9. Julian

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Visual Library

# Hellenentum und Christentum

## 9. Julian

Sein Haß und eine Liebe haben zusammengewirkt, den edeln Julian zum Apostaten zu machen, der Haß gegen das Haus Konstantins und die Liebe zur Philosophie. Das Kappa, wie es die Antiochener in ihren Spottliedern auf Julian nannten, verschmolz ihm zur unlöslichen Einheit mit dem Chi (Christus) — eine erste unselige Folge des Cäsaropapismus —, und so traf denn der Haß gegen jenes unvermeidlich auch dieses. Seinen Vater, einen Oheim, einen Bruder und sechs Vettern hatten die Söhne Konstantins nach ihrer Thronbesteigung abschlachten lassen; seine, des sechsjährigen, Jugend hatte einen Hofbischof erbarmt, der ihn den Henkern entzog, und seinen dreizehnjährigen Bruder Gallus hatte man leben lassen, weil er krank war und man hoffte, er werde bald eines natürlichen Todes sterben. Julian hat seinen Haß in zwei seiner Schriften ausführlich gerechtfertigt. Nach seiner Thronbesteigung richtete er an den Rat und das Volk von Athen einen Brief, in dessen Eingang er sich wirklich als Romantiker zeigt, wenn man unter Romantik die Schwärmerei für eine entschwundne und idealisierte Vergangenheit versteht oder für Zustände, die überhaupt niemals dagewesen sind, sondern nur in die Vergangenheit hineinphantasiert werden. Da aber das Wesen der Romantik in der Idealisierung einer ganz bestimmten Periode der europäischen Geschichte besteht, von der die antike Kultur so ziemlich das Gegenteil ist, so paßt der Vergleich Julians mit Friedrich Wilhelm IV. eigentlich nicht; wozu noch kommt, daß dieses Königs Ideale: Christentum, Feudalismus und patriarchalisches Regiment keineswegs in dem Sinne der Vergangenheit angehörten wie die griechischen Götter. Jenen Brief also leitet er mit der Behauptung ein, die alten Athener seien einzig in ihrer Art gewesen: ein Volk, das die Gerechtigkeit über alles geliebt und durch ihre Übung die Herrschaft erlangt habe; einzelne gerechte Menschen bringe jedes Volk hervor, aber ein zweites Volk, das aus lauter Freunden der Gerechtigkeit bestehe, gebe es nicht. Als einzigen Beweis für diese wunderbare Beschaffenheit der Athener führt er die bekannte Anekdote an, wonach sie einen für die Stadt sehr vorteilhaften Plan des Themistokles verworfen haben sollen, weil ihn Aristides für ungerecht erklärte. Ein Fünklein dieser Tugend nun sei den Athenern geblieben, und darum wolle er sie zu Richtern seiner letzten entscheidenden Handlungen machen.

So erzählt er ihnen denn seine Lebensgeschichte. Nachdem er und sein Bruder dem großen Blutbade entronnen seien, habe man sie sechs Jahre lang wie Gefangne behandelt. Zwar habe man ihnen in ihrem Schlosse (Macellum bei Cäsarea in Kappadozien) eine Menge Diener gegeben, aber sie von jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umgang mit Standesgenossen und Freunden ebenso sorgfältig abgesperrt wie von jeder Gelegenheit zu ernsten wissenschaftlichen Studien. Sklaven seien ihre Spielkameraden, ihre Genossen bei den körperlichen Übungen gewesen. Sein Bruder sei dann zum Cäsar ernannt, bald aber auf einen ungerechten Verdacht hin, einem Eunuchen und des Kaisers Küchenchef zu Gefallen, ohne gerichtliche Untersuchung und Urteil ermordet worden auf Befehl des Kaisers, der des Ermordeten Vetter und ihm doppelt verschwägert war. (Gallus hatte des Konstantius Schwester zur Frau, und des Konstantius erste Gemahlin war des Cäsar Gallus Schwester gewesen.) Er selbst, Julian, sei danach sieben Monate lang aus einem Gefängnis ins andre geschleppt worden (ἑλκύσας τῇδε κακεῖσε καὶ ποιησάμενος ἔμφρουρον). Nachdem ihn die gütige Kaiserin Eusebia befreit habe, habe er sich in das Haus seiner Mutter zurückgezogen. „Denn von der großen Erbschaft des Vaters war mir nicht eine Scholle, ein Sklave, ein Haus geblieben, der wackre Konstantius hatte statt meiner geerbt und mir nicht einen Strohhalm gelassen. Meinem Bruder hatte er eine Kleinigkeit vom väterlichen Vermögen gegönnt, dafür aber ihm das ganze mütterliche Erbteil geraubt."

Er erzählt dann weiter, wie er durch die Vermittlung der Eusebia an den Hof gekommen sei, und wie ihm dort die Eunuchen, diese verächtlichen und ekelhaften Geschöpfe, die den Tod seiner Verwandten verschuldet hatten und wahrscheinlich auch gegen ihn konspirierten, das Leben verbittert hätten. Welche Ströme von Thränen habe er vergossen, mit welcher Inbrunst seine Hände zur Schutzgöttin Athens erhoben und sie um Rettung angefleht! Sie habe ihn auch nicht verlassen, ihm Engel zu Hilfe gesandt und durch Träume geoffenbart, was er thun solle. Denn der Götter Willen müsse man vor jeder wichtigen Entscheidung erforschen; des Menschen Vernunft treffe das Richtige nur in Fällen, wo es sich um Kleinigkeiten handle. Bei Angelegenheiten von Bedeutung gerate man durch eigenwillige Entscheidung in Gefahr, gegen den Willen der Götter zu handeln, was sie sicher erzürne, wie ja auch der Mensch zürne, wenn ihm ein Sklave, ein Pferd nicht gehorche. Er habe sich deshalb gesagt: Überlaß dich den Göttern, die mit dir machen mögen, was sie wollen; laß sie für dich sorgen. Wolle nach des Sokrates Beispiel nichts besitzen, nichts annehmen ohne ihren Rat, und nimm vertrauensvoll an, was immer sie dir schicken. Auch als Cäsar sei er noch wie ein Gefangner behandelt, überwacht, durch seine Diener ausspioniert worden. Nur vier eigne Diener habe er an den Hof mitbringen dürfen, von denen zwei im Knabenalter standen. Einer der beiden Erwachsenen sei ein junger Arzt gewesen (sein Leibarzt Oribasius); der andre, sein einziger Glaubensgenosse, habe an seinen heimlichen Andachten teilgenommen. Dann sei er nach Gallien geschickt worden, nicht als Feldherr, sondern nur als Überbringer eines Bildnisses des Kaisers. Den Befehlshabern sei aufgetragen worden, ihn zu überwachen; er sei in Wirklichkeit ihr Untergebner gewesen. Er erzählt dann, wie ihn die Umstände allmählich zum selbständigen Handeln gezwungen und so zum wirklichen Feldherrn gemacht hätten, wie der Kaiser den Oberbefehl von dem verdächtig gewordnen Marcellus auf ihn übertragen habe, was alles er in Gallien ausgerichtet und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie Konstantius statt seiner triumphiert habe, wie der Kaiser Vorwände gesucht, Barbaren zu einem Einfall in Gallien angestiftet und sich zum Kriege gegen Julian gerüstet habe. Er beteuert, daß er dem Kaiser treu ergeben gewesen sei wie kein andrer Feldherr, und schildert, wie ihn die Soldaten gezwungen und Götterzeichen bestimmt hätten, die kaiserliche Würde anzunehmen. Zuletzt sei ihm gar nichts weiter übrig geblieben als der offne Krieg; das Wohl des Reiches und seine Ehre hätten diesen geboten. Hätte er sich ergeben, so wäre Gallien verloren gewesen, und er hätte sich sagen lassen müssen, daß sein Mangel an Mut dieses Unglück verschuldet habe.

Eine zweite Anklage gegen Konstantius ist an einen sonderbaren Ort geraten. Julian richtet eine Streitschrift gegen den Cyniker Heraklius, den er beschuldigt, mit seinen in einen Vortrag eingeflochtenen Fabeln die Gottheit gelästert zu haben. Julian untersucht, in welchen Fällen und zu welchem Zweck Fabeln verwandt werden dürfen, und wie sie beschaffen sein müssen, und giebt schließlich selbst eine Musterfabel zum besten, indem er es den Lesern überläßt, zu beurteilen, was daran Allegorie und was Wirklichkeit sei: Ein reicher Mann hatte große Viehherden, die von Sklaven und Lohnhirten auf die Weide geführt wurden. Zum väterlichen Erbe erwarb er noch viel Land hinzu, denn er fürchtete die Götter nicht und wollte um jeden Preis reich sein. Vor seinem Tode verteilte er seine Besitzungen unter seine Söhne, die er nie in der Ökonomie unterwiesen hatte, denn er meinte in seiner Unwissenheit, der Reichtum mache alles andre überflüssig, und so hatte er sich niemals Mühe gegeben, seine Söhne gut zu erziehen. Diese Söhne hätten es auch danach getrieben: alles mit Mord und Verwirrung erfüllt, die schon vom Vater verachteten und geplünderten Tempel des Volkes niedergerissen, auf den Tempelruinen Gräber gebaut (Kirchen mit Märtyrerreliquien), nahe Verwandte geheiratet. Endlich habe sich Zeus erbarmt. Er habe dem Sonnengott gesagt: Siehst du dieses verlassene und vernachlässigte Kind, den Neffen des reichen Mannes und Vetter der Erben? Es ist dein Sprößling. Schwöre mir, daß du dich des Knaben annehmen und ihn leiten willst! Der Sonnengott erzieht das Kind, an dem er einen Abglanz des eignen Lichtes gewahrt. Zum Jüngling gereift, wird der Sonnensohn von solchem Abscheu vor den ihn umgebenden Greueln ergriffen, daß er sich selbst den Tod geben will. Der Sonnengott und Athene versenken ihn in einen Schlaf, der diesen Gedanken verscheucht, und führen ihn dann auf den Berg, wo der Göttervater thront. Er fleht, da droben bleiben zu dürfen. Die Götter aber zeigen ihm, wie die grausamen Hirten mit der Herde umgehn, der träg schlummernde Erbe aber nichts davon sieht. Die Götter setzen ihn an des unfähigen Erben Stelle, rüsten ihn für die Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe aus, und Athene sagt ihm: Der Erbe liebt nicht die guten Hirten, er hört nur auf Schmeichler; so haben ihn die Bösen zu ihrem Sklaven gemacht. Hüte dich, zurückgekehrt, dem Freunde den Schmeichler vorzuziehn! Vernimm noch einen zweiten und dritten Rat! Dieser schlummernde Erbe wird fortwährend betrogen, also wache! Und überwache auch sorgfältig dich selbst! Achte nur auf uns und auf Menschen, die uns gleichen! Der Sonnengott mahnt ihn noch: Wenn du deine Freunde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewählt haben wirst, so behandle sie auch als Freunde, nicht als Sklaven; der Erbe ist zuletzt am Mißtrauen gegen seine Freunde untergegangen; und unsre Sache stehe dir über allem andern, denn wir sind deine Wohlthäter, Freunde und Retter. Gedenke, daß du eine unsterbliche Seele hast, die von uns stammt, und daß, wenn du uns folgst, du selbst dereinst ein Gott sein und im Verein mit uns unsern Vater von Angesicht zu Angesicht schauen wirst!

Wer Julians poetische Begabung beurteilen will, wird außer den Cäsaren und dem Barthasser besonders diese „Fabel" ins Auge fassen müssen. Sehr hoch kann man ihn als Dichter nicht einschätzen. Daß die Komposition eine unorganische Verkoppelung entlehnter Bilder mit geschichtlichen Thatsachen ist, ersehen die Leser aus der kurzen Inhaltsangabe; wer die Allegorie selbst liest, findet außerdem, daß die Darstellung übermäßig breit, der Ton sentimental, der rhetorische Blumenschmuck nicht besonders geschmackvoll ist. Besser sind ihm Epigramme geraten; fünf haben sich erhalten, darunter ein nicht sehr schmeichelhaftes auf das Bier der Nordländer (εἰς οἶνον ἀπὸ κριθῆς).

Bei der Stimmung gegen Konstantius, die aus der Allegorie wie aus dem Schreiben an die Athener spricht, mußte Julian alles verhaßt erscheinen, was vom Hofe kam, auch die christliche Lehre, die dort hochgehalten wurde, und der Zwang zur Teilnahme am christlichen Gottesdienst. Sein Bruder Gallus war aus gröberm Stoff, empfand nicht, was der feinsinnige Julian empfinden mußte, und wurde ein Christ von dem Schlage, den Erziehung und Gewöhnung zu schaffen pflegen. Julians Geistesrichtung wurde außerdem durch den starken philosophischen Trieb bestimmt, der eine von der seines Freundes Libanius grundverschiedne Auffassung des Heidentums in ihm entwickelte. Das ästhetische Element hat bei ihm kaum eine Rolle gespielt, denn er war von Kindheit auf ein Denker. In der dem „König Sonne" gewidmeten Abhandlung erzählt er, daß er schon als Knabe das Sonnenlicht leidenschaftlich geliebt, Tag und Nacht zum Himmel emporgeschaut, die verschiednen Bewegungen der Gestirne ohne Anleitung herausgefunden und die Menschen für die glücklichsten gehalten habe, denen die Gottheit einen prophetischen Geist, die Fähigkeit und den Trieb zu höherer Erkenntnis verliehen habe. Nun ist es klar, daß einen jungen Mann, bei dem das theoretische Interesse überwog, die Schriften der griechischen Philosophen stärker anziehn mußten als das Alte und das Neue Testament. Die Kirchenschriftsteller philosophierten zwar auch, aber mit Ausnahme von ein paar Alexandrinern doch nur zu apologetischen und polemischen Zwecken, sodaß damals von einer christlichen Philosophie noch nicht gesprochen werden konnte. Deshalb bekennt Julian in der Lobrede auf die Kaiserin Eusebia, daß er Griechenland für seine wahre Heimat ansehe, und in die zweite Lobrede auf Konstantius flicht er einen philosophischen Exkurs ein, der den Ohren des bigotten Kaisers und seiner Hofbischöfe nicht ganz unanstößig geklungen haben wird. Das Wesen des Menschen, führt er aus, sei das Vernünftige in unsrer Seele, der Gott in uns, der im obersten Teile des Leibes wohnt und uns von der Erde zum Himmel, unserm Ursprungsort, emporzieht. Dieses innerste Wesen der Seele sei nach Plato un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zerstörbar und könne auch durch den verschlechternden Einfluß, den die Menschen auf uns ausüben, nicht verdorben werden, obwohl es unter der Verbindung mit dem Leibe in dem Grade leide, daß nicht wenige glaubten, es gehe mit ihm zu Grunde. Es heiße nicht vom Sinne Platos abweichen, wenn man dieses Wesen der Seele Gott nenne. Durch das Vernünftige in uns leite der von jeder Mischung mit Irdischem freie Gott das Leben des Weisen, und weise sei eben, wer sich allein von der Vernunft, vom Gehorsam gegen Gott leiten lasse.

Man erfährt aus dieser und aus andern Stellen, daß Julian den Plato, den Aristoteles und die übrigen großen Philosophen studiert hat. Leider aber hat er deren Gedanken durch das trübe Medium der Theosophie und Theurgie seiner Zeit betrachtet und Männer wie Jamblichus und den Zauberer Maximus dem Plato gleich geschätzt; seine Verehrung vor beiden spricht er in den stärksten Worten aus. Von Jamblichus sagt Eduard von Hartmann: „Wichtiger als die theoretische Götterlehre ist ihm die Rechtfertigung des Kultus in seiner mantischen, magischen und theurgischen Gestalt; hier mischt sich die Pietät vor dem abgeschmacktesten Aberglauben mit der Sehnsucht, ihn scheinbar rationell zu begründen." Man kann sich von vornhereiu denken, daß solche Begründungsversuche nicht eben Muster einer verständlichen und klaren Darstellung sein werden, und Julians Metaphysik, Theologie und Kosmologie bringt denn auch einen, der sie verstehn will, um sie andern verständlich zu machen, in gelinde Verzweiflung. Die französische Ausgabe seiner Werke von Eugen Talbot (ich lege sie dieser Arbeit zu Grunde und ziehe meine Exzerpte aus dem Griechischen nur hie und da zu Rate) verdunkelt den Sinn mehr, als ihn die beigefügten Anmerkungen aufhellen. Da aber diese Spekulationen als bloße Vermischungen und Verhunzungen platonischer, aristotelischer und stoischer Ansichten an sich wertlos und nur für die Charakteristik ihres Urhebers von einiger Bedeutung sind, so verliert der Leser nichts, wenn ich ihm die Ausführungen schenke und nur die Hauptdogmata mitteile, die der kaiserliche Philosoph in seinem Preise des Sonnengotts (*εἰς τὸν βασιλέα ἥλιον πρὸς Σαλούστιον*) niedergelegt hat. Die sichtbare Welt ist das von Ewigkeit her bestehende Geschöpf und das Abbild der unsichtbaren, intelligibeln Welt. Als das, was die Natur belebt und erhält, wird bald die Sonne genannt, bald die quinta essentia, der Äther (*ὁ θεῖος οὗτος καὶ πάγκαλος κόσμος . . . φρουρούμενος ὑπὸ τοῦ πέμπτου σώματος*). Die Sonne ist in der sichtbaren Welt, was Gott (der persönlich gedacht wird) in den unsichtbaren der Dämonen. Zu diesen Dämonen gehören auch die Planetengötter. Die sichtbare Sonne hat der höchste Gott aus dem Urstoff gebildet, und durch ihr Licht teilt er den irdischen Wesen alle leiblichen und geistigen Güter mit. Das Sonnenlicht verhält sich zu allem Sichtbaren, wie die Wahrheit zu allem Geistigen. Obgleich es zwischen der reinen intelligibeln und der körperlichen Welt vermittelt, bleibt es doch selbst rein und unvermischt und beweist sein unkörperliches Wesen dadurch, daß es keine körperlichen Eigenschaften hat wie Härte oder Weichheit, Kälte oder Wärme, nicht riechbar, schmeckbar, tastbar ist, sondern nur durch das Gesicht, den geistigen Sinn, wahrgenommen werden

kann; durch das Licht empfangen alle Dinge die unterscheidende Form. Zwischen die Sonne und den höchsten Gott scheint er noch die Vernunft als ein Mittleres, als geistige Sonne einzuschieben. In Gott fallen Wesen, Vermögen und Wirklichkeit oder Wirken (Usia, Dynamis und Energie) zusammen: alles, was er will, das ist. Beim Menschen ist das nicht der Fall; denn dieser ist aus zwei Naturen, der geistigen, göttlichen und der der Finsternis entstammenden leiblichen gemischt, die einander bekämpfen. Die kosmologischen, astrologischen und mythologischen Partien der Abhandlung sind ein unentwirrbares Wirrsal.

Was die Mythologie betrifft, die in andern Schriften, besonders in der gegen den Cyniker Heraklius noch ausführlicher behandelt wird, so wandelt Julian den von Plotin, eigentlich schon von den Stoikern gebahnten Weg. Die die Welt bewegenden Kräfte werden als Dämonen gedacht, und diesen werden die Namen der griechischen Götter und Heroen beigelegt. Aber es kommt zu keinem festen Lehrgebäude, die Wesen der intelligibeln Welt, die Planeten- und Elementargeister, die Griechengötter zerfließen und verschwimmen in einander. In der Streitschrift gegen Heraklius schließt er eine Erörterung des Dionysosmythus mit dem Satze: „Ich bitte den Gott, meine und deine Seele mit dem heiligen Wahnsinn zu erfüllen, der uns zur Erkenntnis der Götter emporträgt; blieben wir lange der Gegenwart des Gottes beraubt, so hätten wir, wenn auch vielleicht erst nach dem Tode, das Schicksal des Pentheus zu fürchten," der von den Mänaden zerrissen wurde. Den Bilderdienst verteidigt er in dem später zu erwähnenden Hirtenbriefe mit ähnlichen Gründen wie Dio von Prusa in der olympischen Rede; den Spott der Christen über die Vergänglichkeit der Götzenbilder, die man verbrennen oder zerschlagen könne, weist er mit der Bemerkung zurück, vergänglich und zerstörbar sei eben alles Irdische; sogar einen Sokrates hätten die Bösen umbringen können. Interessanter als der verunglückte Versuch, den Götterkult philosophisch zu begründen, ist eine Ansicht, die er in seiner verlornen, vielleicht von den Christen absichtlich vernichteten Widerlegung der biblischen Lehre entwickelt hat, von der nur die Abschnitte erhalten sind, die Cyrill, Patriarch von Alexandrien, in seine Verteidigung des Christentums gegen Julians Angriffe aufgenommen hat. Euer Gott, sagt er da den „Galiläern," ist nur der Gott des kleinen Judenvolks. Wir andern behaupten, daß der Schöpfer des Weltalls aller Vater und König ist, daß er die Nationen Schutzgöttern der Länder und Städte zugeteilt hat, und daß jeder dieser Schutzgötter seine besondre Aufgabe und seinen eignen Wirkungskreis hat. Der höchste Gott vereinigt alle Vollkommenheiten in sich; dagegen besorgt Ares nur das Kriegswesen, Minerva verleiht Weisheit, Hermes lehrt Verschlagenheit, und jede Nation zeichnet sich durch die Vorzüge aus, die ihrem Schutzgott zukommen. Wenn das die Erfahrung nicht bestätigte, dann würde ich zugeben, daß alle unsre Glaubenssätze Lügen sind, aber die Erfahrung spricht für uns. Woher kommt es denn, daß die Germanen und die Kelten tapfer sind, die Römer und die Griechen zivilisiert und trotzdem auch stolz und kriegerisch, die Ägypter gewerbfleißig, die Syrer unkriegerisch, weichlich und leichtsinnig, aber geistig regsam und begabt? Wären diese Unterschiede eine Wirkung des Zufalls, wie könnte man da noch

von einer göttlichen Weltregierung reden? Den Naturanlagen der Völker entsprechen ihre Gesetze; sie sind human bei den zivilisierten, hart und grausam bei den wilden Völkern. Die Gesetzgeber haben dem, was die Natur des Volks und der herrschende Brauch fordert, wenig hinzugefügt. Und die Natur ändert sich nicht. Obwohl die Römer schon lange über die nördlichen Völker herrschen, verlegen diese sich doch immer noch nicht auf die Wissenschaften. Moses hat durch die Erzählung vom Turmbau zu Babel, die nicht weniger fabelhaft ist als die vom Kampfe der Giganten gegen die Götter, die Vielheit der Sprachen zu erklären versucht. Von der Verschiedenheit der Gesetze und Sitten sagt er nichts, obwohl die noch auffälliger ist als die der Sprachen. Welcher Grieche würde nicht den geschlechtlichen Verkehr mit der Schwester, der Tochter, der Mutter für ein Verbrechen halten? Die Perser sehen darin nichts Unrechtes. Die Germanen lieben die Freiheit und die Unabhängigkeit, die sanften und gefügigen Orientalen: Syrer, Perser, Parther unterwerfen sich bereitwillig jedem Despoten. Wenn sich das alles von selbst macht, wozu dann nach einem Gotte suchen, der ja nichts weiter zu thun hätte? Kümmert sich aber Gott nicht um die Lebensgewohnheiten, die Sitten, die Gesetze und die Staatsverfassungen, wie kann er da von den Menschen einen Kult fordern? Was haben wir ihm denn da zu danken? (Hier tritt ein Grundunterschied der antiken und der neutestamentlichen Weltansicht, die allerdings sowohl von den Stoikern wie von den Epikuräern vorbereitet war, deutlich zu Tage. Dem klassischen Altertum steht die Polis, später das Reich, dem Christentum die einzelne Menschenseele im Vordergrunde; jenes läßt dem Einzelnen alle Güter durch den Staat, dieses läßt sie ihm unmittelbar von Gott, später durch die Kirche zufließen.) Man zeige mir doch, woher sonst der Unterschied der Gesetze und der Kulturformen stammen könnte, wenn Gott nicht über jede Nation einen besondern Genius oder Dämon gesetzt und die Seelen der Angehörigen jedes Volks von Anfang an so eigentümlich geformt hätte, daß es sich der Leitung seines Schutzgeistes fügt?

Weit weniger ansprechend als die Ausführung dieses Gedankens, der einen wahren und sehr entwicklungsfähigen Kern enthält, ist eine Abhandlung über die Göttermutter, in der er den abscheulichen Kult der phrygischen Göttin durch symbolische Deutung zu idealisieren versucht. In Gallus oder Attys sieht er das Geheimnis der Zeugung geoffenbart, das ihm Aristoteles nicht genügend erklärt zu haben scheint, und in der Selbstverstümmelung, die Cybele gebietet, die Ausrottung der unvernünftigen Begierden. Von dem Gesindel, das dem schmutzigen Cybelekult ergeben war, hat sicherlich auch nicht ein einziger je daran gedacht, daß seine lasterhaften Gewohnheiten aus einem bloßen Mißverständnis hoher sittlicher Forderungen entsprungen sein könnten. Merkwürdig ist, wie Julian bei der Gelegenheit gewisse Speiseverbote rechtfertigt. Rüben und andre Wurzeln dürfe man nicht essen, weil die Erde das unterste, letzte aller Wesen (das erste und oberste ist der Feuer- oder Äther-himmel) und der Sitz aller Übel sei; nur die Teile der Pflanzen solle man genießen, die nach oben, in die Luft und zum Himmel streben.

Fanatismus muß es genannt werden, wenn Julian aus bloßer Opposition

um jeden Preis alles Heidnische zu rechtfertigen sucht, auch Dinge, die, wie den Cybelekult, seine reine Seele verabscheuen mußte. Denn rein war seine Seele. Seine Moral war die den edeln Heiden und den Christen gemeinsame, nur daß bei ihm das spezifisch Christliche ganz deutlich hervortritt, sodaß also die Beschäftigung mit dem Neuen Testament bei ihm Früchte getragen hat, was er sich natürlich nicht eingestehn mochte; er glaubte alle seine edeln Regungen und Überzeugungen allein der griechischen Philosophie zu verdanken. Talbot bemerkt richtig, daß Liebe zu den Armen und Kranken, gute Behandlung der Sklaven, brüderliche Gesinnung gegen alle Menschen zwar bei den Alten gekeimt, sich aber erst im Christentum, das die Liebe als die Wurzel aller Tugenden erkannte, entfaltet haben. Diese Tugenden predigt er in seinem (nicht vollständig erhaltenen) Schreiben an einen heidnischen Priester, das er sich als Pontifex Maximus zu schreiben verpflichtet fühlte, und das man mit Recht einen Hirtenbrief genannt hat. Die Gerechtigkeit zu pflegen, sagt er darin, und für die Beobachtung der bürgerlichen Gesetze zu sorgen, sei Pflicht der weltlichen Obrigkeit; die Priester hingegen hätten das Volk zum Gehorsam gegen die heiligen Gebote der Götter anzuhalten. Deren erstes Gebot sei die Wohlthätigkeit; denn das Wesen der Gottheit bestehe in der Liebe zu den Menschen, und nur durch Menschenliebe könne man ihr ähnlich und wohlgefällig werden. Er zählt die Wohlthaten auf, die der Schöpfer den Menschen gespendet habe, als größte die Fähigkeit, durch Arbeit die Naturgaben umzugestalten, zu veredeln, zu vervielfältigen. „Welches Tier kennt den Gebrauch von Öl und Wein, welches Seetier genießt Getreide, welches Landtier Erzeugnisse des Meeres?“ Die Fülle aller dieser Güter genießen, ohne die Armen zu bedenken, das heiße die Götter beschimpfen. Nicht die Götter dürfe man anklagen wegen der herrschenden Übel, zu denen die Not der Armen gehöre. An dieser sei nur die unersättliche Habsucht der Reichen schuld. (Daß die Armen selbst vor allem daran schuld sein könnten, wie moderne Nationalökonomen zu glauben geneigt sind, darauf verfällt er nicht. Im allgemeinen kann man als Unterschied der antiken und der modernen Behandlung nationalökonomischer und sozialer Fragen bezeichnen, daß jene vorzugsweise der Güterverteilung, diese mehr dem Produktionsprozeß zugewandt ist.) Wenn die Götter Gold über die Armen regnen ließen, die Reichen würden ihre Sklaven schicken, den Regen aufzufangen. Eine so unnatürliche Hilfe sei auch gar nicht nötig; die Wohlthätigkeit genüge. Wer sei jemals durch Wohlthun arm geworden? „Mir selbst sind alle Wohlthaten, die ich gespendet habe, mit Wucher heimgezahlt worden. Ich spreche nicht von der Gegenwart, wo ich Kaiser bin, sondern von der Zeit, wo ich als Privatmann nur bescheidne Mittel zur Verfügung hatte, die ich mit Bedrängten zu teilen pflegte.“ Selbst den Feinden und den Personen von schlechtem Charakter müsse man spenden, was zur Notdurft des Lebens gehört, denn es sei nicht der Charakter, sondern der Mensch, dem man zu geben verpflichtet sei. Auch auf die Gefangnen, namentlich auf die in der Untersuchungshaft (wie grausam diese behandelt wurden, erfahren wir von Libanius), müsse sich die Wohlthätigkeit erstrecken, besonders da man ja nicht wisse, welche von ihnen schuldig befunden werden würden; es sei besser, daß

sich die Schuldigen mit den Unschuldigen zusammen wohlwollender Behandlung erfreuten, als daß die Unschuldigen mit den Schuldigen zu leiden hätten. „Wir rufen den Zeus Xenios an, und wir sind ungastlicher als die Scythen!" Alle schönen Namen, die man den Göttern beilege, blieben wirkungslos. Andernfalls müßte man doch Bruderliebe üben, da man Gott den Vater der Menschen nenne. „Wie mir scheint, hat die Gleichgiltigkeit unsrer Priester gegen die Notleidenden den gottlosen Galiläern den Gedanken eingegeben, die Verkehrtheit ihrer Religion unter der Hülle der Wohlthätigkeit zu verbergen. Sie verfahren wie Menschenfänger, die Kinder mit Kuchen anlocken, um sie zu Sklaven zu machen. Mit ihren Hospitälern, mit ihren Liebesmahlen verführen sie die Gläubigen zur Gottlosigkeit." Die Priester aber, lehrt der kaiserliche Heidenbischof weiter, sollen die vollkommensten und tugendhaftesten aller Menschen sein und sollen die übrigen Menschen unterweisen, „und zwar in meinem Namen, im Namen des Oberpriesters; zwar bin ich dieses hohen Amtes nicht würdig, aber ich strebe es zu werden und bitte beständig die Götter, mir diese Gunst zu erweisen. Auch in Beziehung auf das, was nach dem Tode kommt, gewähren uns ja die Götter große Hoffnung, man muß nur dem vertrauen, was sie (in den Mysterien) verheißen." Die Priester also, lehrt Julian, sollen von der Gegenwart des allsehenden Gottes durchdrungen leben, sich rein halten in Gedanken, Worten und Werken, aus ihren Gesprächen alles Unziemende verbannen, weder das Theater noch den Zirkus besuchen, keine leichtfertigen Schriften lesen, strenge Enthaltsamkeit üben, die Statthalter zu keinem andern Zweck besuchen, als um für Hilfsbedürftige zu bitten.

Daß Julian selbst nach diesen Grundsätzen gelebt, sich keine Erholung gegönnt, bei karger Kost Tag und Nacht gearbeitet hat, ist bekannt. In der Keuschheit, deren er sich im Misopogon mit antiker Offenheit rühmt, entsprach er den strengsten Anforderungen der christlichen Moral. Interessant ist es, wie er sich in zwei Schriften („Gegen die ungebildeten Hunde" und „Gegen den Cyniker Heraklius") mit den Cynikern auseinandersetzt, zu denen er seinen sittlichen Grundsätzen und seiner Lebensweise nach selbst gehörte. Die Cyniker, sagt er, ahmten Diogenes nur in dem Leichten und Nebensächlichen nach, in den Äußerlichkeiten, in der Verachtung des Anstands, und seien so ein freches, unnützes Gesindel geworden, das allen rechtschaffnen Menschen zum Ärger herumlaufe. Diogenes habe das Recht gehabt, die Anstandsregeln zu verachten, denn er habe die beiden Mahnungen des Gottes: Erkenne dich selbst und schlage Münze! (präge neue Werte, werte die geltenden Werte um) erfüllt. Er habe das böse Untier, das in jedem Menschen lebt, überwunden, sich zur innern Freiheit und wahren Güte emporgerungen und dann absichtlich Unanständigkeiten begangen, um die Menschen zu überzeugen, daß ihre Tugend, die sich auf äußerliche Beobachtung der Anstandsregeln und alles Herkömmlichen beschränke, nichts wert sei. Als aber ein junger Mensch, der noch nichts Nützliches geleistet und keinerlei Tugend errungen hatte, sich eine öffentliche Verletzung des Anstands erlaubte, da habe er ihn mit dem Stocke gezüchtigt. Der große Haufe müsse sich nach der geltenden Sitte richten; ein Mann aber

der das Wesen und den innern Zusammenhang der Dinge erkannt habe, der brauche die herrschende Meinung nicht zu befragen, um zu erfahren, was gut und was böse sei. Gleich den meisten Weisen des Altertums preist Julian den Diogenes auch besonders darum, weil er den Mut gehabt habe, völlig arm und dadurch wahrhaft frei zu werden. In unsrer modernen Welt hat die Armut, wie jedermann weiß, den Charakter einer Befreierin vollständig eingebüßt.

(Schluß folgt)

# Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

## 6. Die Musik auf den Universitäten



Für die musikalische Erziehung Deutschlands sind in neuerer Zeit die Universitäten wieder wichtig geworden. Wieder geworden. Daß sie es schon einmal gewesen sind, weiß jeder, der vom Quadrivium gehört hat. In der philosophischen Fakultät, der facultas artium, begannen seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch der zukünftige Theolog, der Jurist und der Mediziner seine Studien und schloß hier mit Astronomie und Musik, oder wie es in den „24 goldnen Harfen" des Johannes Nides (1438) in andrer Reihenfolge lautet: „Die sechste Schul heißt Musica die Singerin, darin lernt man singen und Saitenspiel, die siebente und letzte Schul, darin lernt man Sterne sehen." Luther hat in seinem Briefe „an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes" (1524) die Beachtung der Musik in den gelehrten Studien nochmals eingeschärft: nicht bloß Sprachen und Historien sollte man hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Nach dieser Weisung verhielten sich die deutschen Universitäten das ganze sechzehnte Jahrhundert lang, die Rostocker Statuten von 1578 ließen niemand zum Baccalaureat zu, der nicht in den sieben freien Künsten, also auch in der Musik, unterrichtet war.

Wenn wir, wie sich aus Paulsens Geschichte unsrer Hochschulen ergiebt, über den eigentlichen Betrieb der Musik auf den alten Universitäten zur Zeit noch wenig genaues wissen, so liegt das zum Teil daran, daß die Gelehrten dieses Gebiet nicht untersucht haben. Wie Carl Nef jüngst über die Musikverhältnisse der Universität Basel im sechzehnten Jahrhundert erfreuliches Licht verbreitet und einen besondern Lehrstuhl für Musik samt den Namen der Inhaber nachgewiesen hat, so werden auch an andern Orten die Nachforschungen nicht ohne Erfolg bleiben.

Das Hauptmaterial ist in den Akten und Archiven der Konvikte und der Stiftungen zu suchen. Das Institut der Stipendiaten dürfen wir schon jetzt als die eigentliche Stütze der alten Universitätsmusik betrachten. Bei der Neubegründung der Universität Wittenberg im Jahre 1536 wurden ihm die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG